

(Nachdruck verboten.)

47) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Nun fand Asmus Gefallen an dieser Antithese, und während der Schnee unter ihren Füßen knirschte, sang er:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur,
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!
Es bringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch!

und dann warf er ihr ganz sachte und heimlich ein Häuflein Schnee zwischen Hals und Kragen.

Sie kreischte auf und schüttelte sich, und dann sah sie ihn mit einem langen Blick, mit einem Näckeln voll Wehmut und Staunen in die Augen. Sie bestaunte dies Wunder einer Fröhlichkeit, die sie in ihrem Leben noch nie gesehen hatte, die sie auch bei ihm nicht vermutet hatte; denn er war ihr meistens in ernster Stimmung entgegengetreten. Diese Lustigkeit berauschte sie, daß sie mit beiden Händen seinen Kopf ergriff und ihm das Gesicht mit Küffen bedeckte. —

Ich hör' ein Wäclein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell

sang er.

„Wo?“ rief sie lachend.

Da legte er wieder den Arm um sie und sagte: „Ueberall. Ueberall hör' ich Quellen rauschen. Hörst Du sie nicht?“

Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelegt und die Augen geschlossen. „Hier laß mich liegen bleiben und träumen und immerfort Deine Stimme hören und gar nicht wieder aufwachen.“

Er neigte sich zu ihrem Ohr, wiegte sie sanft in seinen Armen hin und her und sang mit leiser, leiser Stimme:

Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau
Und Rhöbus, neu erweckt,
Tränkt seine Nasse mit dem Tau,
Der Blumenkelche bedt,
Der Ringelblume Knospe schleuht
Die hellen Auglein auf:
Mit allem, was da reizend ist,
Du süße Maid, wach auf!

Da machte sie langsam — weit — weit die Augen auf, und ihre Augen waren tiefersinnig.

„Du bist ein böser Mensch,“ sagte sie. „Weißt Du, daß Du ein böser Mensch bist? Ein Zauberer bist Du!“ und sie riß sich fast ängstlich von ihm los und lief ein groß Stück Weges voraus.

Kurz vor dem Quellentälchen hatte er sie wieder eingeholt und den Arm um ihre Hüfte gelegt. Und so schritten sie andächtig hinein in einen kristallinen Dom von uralten Säulen.

Hier wohnt ein Gedicht, dachte Asmus; denn die Gedichte wohnten ihm wie Dryas und Dreas in Bergen, Säulen und Grotten, in Wiesen und Quellen. Wenn es sich zeigen wollte, dachte er. Da hauchte es ihm ins Ohr:

Wo vom nahen Strauch ein Vöglein schwebt
Stummen Flugs durch die träge Luft,
Und vom kaum gebognen Zweig der Schnee
Lautlos fällt auf Schnee

Und Asmus lächelte dankbar und heimlich. Dann kamen sie vor die auf geringer Erhöhung liegende Mooshütte und gingen hinein. Aber es war ihnen zu warm und dumpfig drinnen; sie mußten wieder hinaus. Und bei der eingefrorenen Quelle, die am Abhang der kleinen Erhöhung entspringt, warf er seinen Mantel in den Schnee, lud sie zum Niedersitzen und setzte sich ihr zu Füßen. Er mußte heute immerfort singen. Und während von den Zweigen ringsherum von Zeit zu Zeit der Schnee in silbernen Trauben fiel, sang er

Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Rieselbach bei Guntley-Schloß.
Da sah er eine blonde Frau,
Die sah auf einem weißen Roß.

„Eine braune Frau!“ rief sie mit anmutig gespielmtem Schmolzen.

„Eine blonde Frau,“ versetzte er.

„Eine braune Frau.“

„Eine blonde Frau.“

„Hast Du schon einmal eine blonde Frau geliebt?“ fragte sie ängstlich forschend.

„Ich habe keine Frau geliebt vor Dir.“

Dann sah sie lange vor sich hin und sagte:

„Wie schrecklich dumm bin ich gewesen“

„Du?“

„Ja. Weißt Du, daß ich einmal furchtbar eifersüchtig gewesen bin?“

„Eifersüchtig?“

„Ja, auf das reizende blonde Mädchen, mit dem Du zusammen fangst, auf dem Fest in der „Treue“ —“

„Auf die kleine Lizzy?“

„Ja. Ich hatte ja immer geglaubt, daß ich Dir gleichgültig sei; aber als ich Euch sah und singen hörte, mit solcher Begeisterung, und als Eure Stimmen so innig zusammenklangen — das gab mir den Gnadenstoß. Bald darauf verlobte ich mich, weil ich mich von allen verlassen fühlte — aus Trauer — aus Bangigkeit — aus Troß — ich weiß es nicht mehr.“

„Auch aus Troß?“ fragte er.

„Ja, ja, — o, Du darfst mich um des Himmels willen nicht für so gut halten, wie Du es tust — ich bin lange nicht so gut, wie Du glaubst —“

„Du?“ sagte er langsam, indem er das edle Oval ihres Gesichtes mit schwärmenden Blicken umschrieb:

Du bist die Himmelskönigin,
Du bist von dieser Erde nicht.

Da lachte sie laut auf, und mit warnend erhobenem Finger sang sie:

Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin.
Nimm deine Harf' und spiel und sing
Und laß dein schönstes Lied erschall'n!
Doch wenn du meine Lippe küßt,
Bist du mir sieben Jahr verfall'n.

Asmus sprang auf und warf sich auf die Knie:

Wohl sieben Jahr zu dienen dir,
O Königin, das schreckt mich kaum!
Er küßte sie —

da küßte er sie —

sie küßte ihn —

da küßte sie ihn.

„Kein Vogel singt im Eschenbaum,“ rief Asmus, „abet das schadet nichts; wir können's ja selbst.“

Dann sprangen sie auf; Asmus schüttelte seinen Mantel, daß die Flocken stoben, warf ihn sich um und stürmte im Galopp den abschüssigen Weg hinab ins dichtere Gehölz hinein, und im Galoppieren sang er laut:

Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich da der Reimer war!
Sie ritten durch den grünen Wald
Bei Vogelsang und Sonnenschein —

und als sie ihn einholte und von hinten her die Arme um seinen Hals schlang, da legte er den Kopf zurück, daß Wange an Wange lag, und sang:

Und wenn sie leis am Bügel zu,
Dann klangen hell die Glöcklein.

52. Kapitel.

(Hilde verliebt sich in Semper den Älteren, bekennet sich zu Chamisso und entpuppt sich als eine alte Bekannte.)

Mit der Bekanntmachung ihrer Verlobung hatten sie es nicht im geringsten eilig; ob die Welt sie für Brautleute hielt oder nicht, war ihnen beiden grenzenlos gleichgültig. Aber seinen Eltern wollt' er's nicht länger verbergen, obwohl ihn Zweifel befielen, wie sie es aufnehmen würden. Eigentlich zweifelte er nur an dem Beifall seiner Mutter. Ludwiga

„Semper, das wußte er, so leer ihm das Haus ohne seinen Asmus werden mochte, würde Asmusens Erwählte willkommen heißen, bevor er sie gesehen; aber Rebekka —? Mütter sind eifersüchtig, und überdies war er erst 23 Jahre! Sie wird schelten, dachte er. Aber sie schalt nicht; sie schüttelte nur den Kopf und sagte: „Junge, Junge, Du bist ja noch so jung!“

„Aber Mutter!“ rief Asmus lachend und faßte sie bei beiden Schultern, „Du hast ja auch jung geheiratet!“

„Ja, das war damals auch ganz anders!“ rief sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der sieben Gehängten.

Von Leonid Andrejew. — Autorisierte Uebersetzung.

Es ward ihm so leicht und wohl ums Herz, als wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er überhaupt unsterblich sei und nie aus dem Leben scheiden werde. Und da er sich nun wieder stark und weise fühlte inmitten dieser Herde von Dummköpfen, die sich so töricht und vorwichtig in das Geheimnis der Zukunft hineindrängten, überließ er sich, mit dem schwerfälligen Gedankengange eines alten, kranken, viel erfahrenen Mannes ganz dem Nachsinnen über das Glück des Nichtwissens. Keinem lebenden Wesen, sei es Mensch oder Tier, ist es gegeben, Tag und Stunde seines Todes zu wissen. Da war er neulich krank, und die Ärzte sagten ihm, daß er sterben werde, daß er sein Testament machen müsse — und er glaubte ihnen nicht, und blieb wirklich am Leben! Und wie war's denn damals, in seinen jungen Jahren: da war er einmal auf Irrwege geraten und hatte beschlossen, sich das Leben zu nehmen; den Revolver hatte er sich schon zurechtgelegt, und die Abschiedsbriefe geschrieben, und sogar die Stunde des Selbstmordes bestimmt — und im letzten Augenblick, ganz kurz vor seinem Ende, hatte er sich plötzlich anders besonnen. Und so kam stets noch im allerletzten Augenblick sich irgend etwas ändern, irgend ein unvorhergesehener Zufall eintreten, und darum kann niemand sagen, wann er sterben wird.

„Um ein Uhr mittags, Ew. Erzellenz,“ sagten ihm diese lebenswürdigen Esel, und obgleich sie es erst sagten, nachdem der Tod abgewendet war, so erfüllte doch schon das Wissen der Stunde, in der er möglicherweise hätte eintreten können, sein Gemüt mit Entsetzen. Es war keineswegs ausgeschlossen, daß man ihn irgend einmal töten würde, allein morgen wird das nicht der Fall sein — nein, morgen nicht — und er kann ruhig schlafen, wie ein Unsterblicher. Sie wußten nicht, diese Dummköpfe, welches große Gesetz sie von der Stelle gerückt, welches Loch sie geöffnet hatten, als sie in ihrer idiotischen Dienstfertigkeit ihm meldeten: „Um ein Uhr mittags, Ew. Erzellenz!“

„Nein, nicht: um ein Uhr mittags, Ew. Erzellenz — sondern: kein Mensch weiß, wann. Kein Mensch weiß es. — Was?“

„Nichts,“ antwortete die Stille. „Nichts.“

„Nein, du sagst doch etwas . . .“

„Nichts, Unfug. Ich sage: morgen, um ein Uhr mittags.“

Und mit einem jähen, stehenden Schmerzgefühl im Herzen begriff er, daß er weder Schlaf, noch Ruhe, noch Freude empfinden würde, bevor nicht diese verfluchte, schwarze, aus dem Zifferblatt herausgegriffene Stunde vorüber wäre. Nur der Schatten des Wissens von dem, was kein lebendes Wesen wissen dürfte, stand dort in der Ecke — und er genügte schon, um das Licht zu verdunkeln und die undurchdringliche Finsternis des Grauens auf den Menschen herabzusinken. Einmal erregt, verbreitete sich die Furcht vor dem Tode über den ganzen Körper, drang in die Knochen ein und steckte ihren bleichen Kopf aus jeder Hautpore heraus.

Nicht mehr die Mörder von morgen fürchtete er — sie waren verschwunden, vergessen, verschmolzen mit der Menge all der feindseligen Menschen und Erscheinungen, die sein Erdensein umringten — sondern irgend etwas Jähes, Unvermeidliches: einen Schlaganfall, eine Verreißung des Herzens oder irgend einer feinen, dünnern Arterie, die den plötzlichen Blutandrang nicht aushält und platzt, wie ein prall gespannter Handschuh auf zu dicken Fingern.

Und mit Schreden dachte er an seinen kurzen, dicken Hals, und voll Entsetzen blickte er auf die geschwellenen kurzen Finger, und er fühlte, wie kurz sie waren, wie voll von dieser todbringenden, wässerigen Flüssigkeit. Und wenn er vorher, im Dunkeln, das Bedürfnis empfand, sich zu bewegen, um nicht einem Toten zu gleichen, so schien es ihm jetzt, in diesem grellen, feindselig kalten, fürchtbaren Licht schrecklich, ja unmöglich, sich zu bewegen, um auch nur nach einer Zigarette zu langen oder nach jemand zu klingeln. Und jeder Nerv erschien ihm wie ein widerpenstiger, verbogener Draht, an dessen Ende ein kleines Köpfchen mit blöds starrenden, entsetzten Augen und im Krampf aufgesperrtem, nach Atem jappendem, sprachlosem Munde steckte. Er bekam keinen Atem.

Und plötzlich ward irgendwo im Dunkeln unter der Decke, mitten in Staub und Spinnweben, eine elektrische Klingel lebendig. Der kleine metallene Hammer schlug krampfhaft, wie in heller Angst, gegen den Rand der klingenden Schale; er schwieg — und schrillte von neuem, wie in höchstem Entsetzen, durch die Nachtstille.

Im Zimmer Seiner Erzellenz war die Klingel gezogen worden.

Menschen begannen hin und her zu laufen. Da und dort, an den Kronleuchtern und an den Wänden, flammten vereinzelte Lämpchen auf — sie leuchteten nicht aus, um die Räume zu erhellen, genügen aber, um Schatten zu erzeugen. Überall tauchten Schatten auf: sie standen in den Ecken, behten sich an der Decke, streckten sich zitternd an jeder Erhöhung empor, glitten lautlos an den Wänden entlang und es war rätselhaft, wo sie vorher gewesen — all diese zahllosen, gespenstischen, schweigenden Schatten, diese stummen Seelen stummer Gegenstände. Irgend etwas sprach laut die zitternde, tiefe Stimme. Dann wurde durchs Telefon der Doktor gerufen: der Herr Minister befinde sich nicht wohl. Auch die Gemahlin Seiner Erzellenz wurde herbeigeholt.

2. Zum Tode durch den Strang.

Es kam, wie die Polizei es vorausgesagt hatte. Vier Terroristen, drei Männer und eine Frau, die mit Bomben, Söllmaschinen und Revolvern bewaffnet waren, wurden dicht an der Hauseinfahrt festgenommen; eine fünfte Person fand und arrestierte man im Quartier der Verschwörer, es war die Wirtin. Man beschlagnahmte außerdem ein großes Quantum Dynamit, viele halbfertige Bomben und Waffen. Die Verhafteten waren alle noch sehr jung: der älteste der Männer zählte achtundzwanzig, die jüngere der beiden Frauenspersonen kaum neunzehn Jahre. In derselben Festung, die sie nach ihrer Verhaftung aufgenommen hatte, fand auch das Gericht über sie statt; man machte die Sache rasch ab, ohne viel Federlesen, wie es in dieser erbarmungslosen Zeit üblich geworden.

Während der Gerichtsitzung waren alle fünf sehr ruhig, doch dabei sehr ernst und nachdenklich gewesen: so groß war ihre Verachtung gegen den Gerichtshof, daß sie nicht einmal Luft verpürten, durch ein überflüssiges Lächeln oder einen erzwungenen Heiterkeitsausbruch ihre Kühnheit zu unterstreichen. Sie bewahrten streng jenes Maß von Ruhe, das erforderlich war, um die eigene Seele und das große Dunkel, das sie vor dem Tode erfüllte, vor jedem fremden, bösen und feindseligen Blick zu bewahren. Bisweilen verweigerten sie die Antwort auf die gestellten Fragen, bisweilen antworteten sie — kurz, einfach und präzise, wie wenn sie nicht vor Richtern, sondern vor Staatsjuristen ständen, denen sie zum Zweck der Ausfüllung irgend welcher Tabellen Auskunft gaben. Drei von ihnen, eine Frau und zwei Männer, nannten ihre richtigen Namen, zwei weigerten sich, sie zu nennen, so daß sie den Richtern unbekannt blieben. Und alle Vorgänge in der Gerichtsitzung nahmen sie mit jener gleichsam durch einen Schleierflor gedämpften Neugier auf, wie sie sehr schwer Kranken Menschen eigen ist, oder auch solchen, die von einer gewaltigen, alles abforbierenden Idee erfüllt sind. Sie blickten scharf hin, suchten irgend ein Wort, das interessanter war als die anderen, im Fluge zu erfassen — und versielen dann wieder in Nachsinnen, ihren Gedanken dort aufnehmend, wo sie ihn abgebrochen hatten.

Den ersten Platz vom Richter aus hatte einer von jenen inne, die ihren Namen genannt hatten — Sergej Golowin, der Sohn eines verabschiedeten Obersten, selbst ein ehemaliger Offizier. Es war ein noch ganz jugendlicher, blonder, breitschultriger Mensch, von einer so kernigen Gesundheit, daß weder das Gefängnis, noch die Erwartung der unausbleiblichen Todesstrafe die Farbe von seinen Wangen und den Ausdruck jugendlicher, glücklicher Raivität aus seinen blauen Augen zu bannen vermocht hatte. Die ganze Zeit hindurch zupfte er energisch an seinem zottigen, hellen Bärchen, an das er noch nicht gewöhnt war, und blickte dabei beständig blinzelnd und die Augen halb schließend zum Fenster hinaus.

Die Verhandlung fand gegen Ende des Winters statt, als mitten durch die Schneestürme und düsteren Frosttage der nahe Frühling gelegentlich als Vorboten einen hellen, warmen, sonnigen Tag, oder auch nur eine solche Stunde entsandte — eine so frühlingmäßige, so heißblütig jugendliche, strahlende Stunde, daß die Späßen auf der Straße vor lauter Freude verrückt wurden und die Menschen wie trunken umhergingen. Auch jetzt sah man durch den verstaubten, seit vorigem Sommer nicht mehr gereinigten oberen Fensterflügel den Himmel in überaus seltsamer, anmutender Färbung: auf den ersten Blick erschien er milchig-grau, wie rauchfarbig, und sah man länger hin, so trat das Blau hindurch und wurde immer tiefer, immer heller, immer reiner. Und wie er so nicht mit einemmal sich entfaltete, sondern sich leuchend im Schleier der durchsichtigen Wolken barg, erschien er ganz besonders hold und anmutig, wie ein Mägdlein, das man liebe — und Sergej Golowin schaute auf diesen Himmel, zupfte an seinem Bärchen, blinzelte bald mit dem einen, bald mit dem anderen Finger von langen, dichten Wimpern eingerahmten Augen und schien von irgend einer Vorstellung ganz besonders gefesselt. Einmal machte er sogar eine unwillkürliche, jähe Bewegung mit den Fingern und runzelte naiv, von irgend etwas freudig erregt, die Brauen — aber er sah dann um sich und erlosch gleichsam wie ein Funken, den jemand mit dem Fuße ausgetreten hat. Und fast augenblicklich, ohne jeden vermittelnden Uebergang, trat durch das

Rot seiner Wangen eine erdfahle, totengleiche Färbung hervor, und der seine, helle Flaum sträubte sich wie in einem Schauer. Aber die Lebensfreude und der Frühling waren stärker — und schon nach wenigen Augenblicken war das jugendlich frische, naive Gesicht wieder dem Frühlingshimmel zugewandt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nord- und Ostsee.

Ein geologisch-geographischer Vergleich.

Von Dr. J. Wiese.

Die Nord- und Ostsee, diese beiden für Deutschland besonders wichtigen Meere, von der wissenschaftlichen Seite her näher ins Auge zu fassen, dürfte gerade in der Sommerszeit, da ihre Ufer und ihre Inseln von Tausenden aufgesucht werden, von besonderem Interesse sein.

Den Anstrengungen der neueren Tiefseeforschung verdanken wir hauptsächlich die großartigen Ergebnisse, die uns gestatten, einen Einblick in die verwiterten Urfunden der Erd- und Meeresgeschichte zu gewinnen und uns zu überzeugen, daß die Entstehung jener Meeresbecken das Resultat eines gewaltigen geologischen Schauspiels bildet, dessen letzter Akt noch nicht beendet ist.

Wenn wir den Schauplatz im allgemeinen betrachten, so ist daran festzuhalten, daß die wenig gegliederte und breit gegen das von ozeanischem Wasser erfüllte Nordmeergebiet geöffnete Nordsee ein sogenanntes Randmeer, die abgeschlossener und in sich reicher gegliederte Ostsee dagegen eines der kleineren interkontinentalen Mittelmeer, wie kein anderes Nebenmeer der Welt von allen ozeanischen Einflüssen entlegen und unselbständig ist. Bei weitem größer als die Ostsee ist das Areal, das die Nordsee bedeckt: nämlich 548 000 Quadratkilometer gegen 431 000 Quadratkilometer.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie Nordsee und Ostsee entstanden sind, so kann uns zwar die Wissenschaft, so tief sie auch in die Geheimnisse der Meeresbildungen eingedrungen ist, noch nicht mit absoluter Sicherheit über beide Fragen Auskunft geben, aber sie hat Hypothesen aufgestellt, die der Wahrheit sicher nahe kommen. Geologen behaupten nun, daß das Nordseebecken wahrscheinlich einen verjüngten Teil unseres Kontinents darstelle, dessen frühere Küste von Norwegen über die Schellandsinseln, dann außerhalb der Hebriden und westlich von Irland bis nach dem Golf von Biskaja sich erstreckt habe. Wahrscheinlich ist der südliche flachere Teil der Nordsee der jüngste und die Senkung, die den Fluten von Norden her Zugang gewährte und die gegenwärtige Küste mit ihren Watten und Dünen schuf, erst an der Schwelle der geologischen Gegenwart eingetreten; denn die bekannte, an Größe der Provinz Schleswig-Holstein gleichkommende Doggerbank ist nur 15 Meter tief, sie scheidet die Nordsee in zwei Teile: nördlich von dieser, die halbe Breite der Nordsee einnehmenden Doggerbank liegt um Norwegen herum ein 6 bis 8 deutsche Meilen breiter Streifen Wasser von 300 bis 400 Meter Tiefe, die norwegische Rinne. Zwischen dieser Rinne und den Schellandsinseln beträgt die Tiefe etwa 150 Meter und nimmt dann nach Süden zu ab. So beträgt die Tiefe der großen Fischerbank, die wieder etwas südlicher liegt, etwa 60 bis 70 Meter, und der Fladengrund oder der Friedhof ist eine nach der britischen Seite vordringende Mulde von etwa 80 Meter Tiefe. Südlich der Doggerbank, die, wie bekannt, die Schiffe sehr gefährlich ist, finden wir Tiefen nirgends größer als 45 Meter, auf sehr großen Strecken sogar nicht über 35 Meter, so daß, um Krümmel zu zitiieren, „wirklich die meisten unserer Kirchen hierher verlegt, mit ihren Turmspitzen aus dem Wasser herausragen würden und wie die Erfahrung gezeigt hat, hier gesunkene Seeschiffe mit den Stengen ihrer Masten über den Wellen bleiben und damit den Schiffbrüchigen eine letzte Zuflucht gewähren.“ Zahlreiche Banken von 15 bis 20 Kilometer Länge und etwa 2000 Meter Breite sind für die Nordsee südlich der Doggerbank charakteristisch. Nach der Küste zu haben wir noch weit geringere Tiefen, so daß die Tiefe von 35 Meter fast überall erst auf einer Entfernung von 12 bis 15 deutschen Meilen von der Strandlinie erreicht wird.

Ueber die Entwickelungsgeschichte der Ostsee bestehen eine ganze Anzahl von Vermutungen. Im allgemeinen wird angenommen, daß in der Tertiärzeit die Ostsee Festland gewesen sei. Ueber die Entwickelung während der Diluvialzeit gehen die Ansichten weit auseinander. Fregattenkapitän Walthers führt in seinem vor kurzer Zeit erschienenen Werke „Land und See“ eine über die einzelnen Entwickelungsphasen aufgestellte Hypothese aus dem und selbst nicht vorliegenden kleinen Werk von Bertouch „Die nordischen Fluten und ihre Folgen“ an, die im großen und ganzen viel Wahrscheinliches für sich hat. Danach war von der Ostsee zuerst nur der Bottnische Meerbusen vorhanden und zwar als ein Teil des Weissen Meeres, das nach Süden durch eine Felsbarriere abgeschlossen wurde, der westliche Teil der jetzigen Ostsee gehörte zur Nordsee, die bis zur Linie Rügen-Moen reichte; der mittlere Teil war Land. Von der Zimbriischen Halbinsel, also Schleswig-Holstein und Jütland, war nur eine Reihe von Sandbänken und Dünen vorhanden, die sich von Süden in die Nordsee hinein vorstreckten und an verschiedenen Stellen durch tiefere Durchbrüche durchschnitten wurden. Ueberbleibsel davon

sollen der Limfjord, der durch die Sturmflut 1825 wiederum durchbrochen ist, und der Einschnitt zwischen Husum und Schleswig sein.

Eine ungeheure Flut, die sogenannte erste baltische Flut, vielleicht auch eine Reihe von Fluten, die vom Weissen Meer her im Laufe von Jahrtausenden gen Süden vordrang, durchbrach die Felsentüfte südlich des Bottnischen Meerbusens und riß den Rigaischen Meerbusen aus dem Lande heraus. Ueberreste der ersteren sind die jetzigen Inlandsinseln, des Landes unter dem Rigaischen Meerbusen, die Inseln Oesel und Dagö. Spätere Fluten haben dann Rügen von der Halbinsel Moen getrennt, und hiermit wurden Nordsee und Weisses Meer mit einander verbunden, zugleich aber auch wieder der Grundstein gelegt zu ihrer Trennung, da die Sandmassen, die die Wogen der Ostsee infolge von nach Westen gerichteten Strömungen mit sich führten, die zwischen ihnen und dem tieferen Teil der Nordsee gelegenen Sandbänke und Untiefen erhöheten, die Durchgänge verschlossen und so die Zimbriische Halbinsel entstehen ließen. Durch Verjüngung und vor allem durch Hebung des Bodens ist später auch die Verbindung zwischen Weissem Meer und Ostsee verloren gegangen. Der frühere Meeresboden ist jetzt Sumpf, Ueberreste der ehemaligen Verbindung sind die beiden größten Binnenlandseen Europas, der Ladoga- und der Onega-see. Weitere Hebungen und Senkungen des Landes haben dann die jetzige Formation der Ostsee hervorgerufen.

Sehen wir vom Kattegat mit einer mittleren Tiefe von 28 Meter und dem Beltsee, wie man neuerdings richtigerweise einen bestimmten westlichen Teil der Ostsee mit charakteristischer geologischer Vergangenheit nennt, von etwa 16 Meter Tiefe ab, so ist die Ostsee im Mittel 71 Meter tief. Ist demnach die Ostsee auch im Vergleich zu anderen Meeren ein flaches Meer, so hat sie doch zahlreiche tiefe Einsenkungen, während sie auf dem ganzen Gebiete westlich von Bornholm noch nicht 55 Meter Tiefe hat und sogar vielfach Stellen mitten auf See von nur 10 bis 15 Meter Tiefe sich finden, treffen wir gleich östlich von Bornholm die erste größere Mulde von 60 bis 100 Meter; in der Danziger Bucht sind 113 Meter Tiefe, östlich von Gotthland bis 249 Meter Tiefe festgestellt. In der „Landsorter Tiefe“, einer engbegrenzten steilen und kesselförmigen Einsenkung südlich von Stockholm, westlich von Gotthland, sind sogar 400 Meter Tiefe festgestellt. Während ferner der Bottnische Golf, die Nordseite des Finnischen Golfs und der größte Teil der schwedischen Küste der Ostsee eine Schärenlandschaft mit unzähligen kleinen Rissen und Bänken und ungemein verwinkeltem und gefährlichem Fahrwasser bildet, sind am deutschen Strande die Tiefenverhältnisse außerordentlich gleichmäßig: die 10 Metergrenze ist meist nur 200 bis 500 Meter vom Ufer entfernt, so daß die größten Schiffe in dieser Entfernung von der Küste anfern können.

Wie man weiß, haben die großen Ozeane einen durchschnittlichen Salzgehalt von 3,5 Prozent. Nach der Küste zu verringert sich dieser Wert wegen der dort mündenden Flüsse, nach dem zentralen Gebiete steigert er sich wegen der überwiegenden Verdunstung. Wie verhält es sich nun (nach dieser Richtung) mit dem Salzgehalt des Wassers der Nord- und der Ostsee? Gleich dem der großen Ozeane hat auch das Wasser in der Mitte der Nordsee im Jahresdurchschnitt einen Salzgehalt von 3,5 Prozent; an unserer Küste haben wir ungefähr 3,2 Prozent, das Jahresmittel beträgt bei Skt 3,09 Prozent, bei Helgoland 3,28 Prozent. Der Salzgehalt schwankt je nach der Jahreszeit. So ist er im Juli bei Skt und Helgoland gleich, dagegen ist im Januar das Wasser bei Helgoland salzhaltiger als im Sommer. Ueber den Salzgehalt der Ostsee ist folgendes zu bemerken. Geht man von der Nordsee mit ihren 3,5 Prozent durch die dänischen Meeresstraßen nach der Ostsee hinein, so findet man im Skagerak 3 Prozent, im nördlichen Kattegat 2 Prozent, im südlichen Kattegat 1,75 Prozent, im Großen Belt 1,27 Prozent und im Sund bei Helsingör nur 0,92 Prozent. Im Bottnischen Busen findet man 0,75 Prozent, im Finnischen Busen 0,35 Prozent, und die niedrigste Dichte mit 0,26 Prozent hat man bei Nierderlitz beobachtet. Wenn wir bedenken, daß eine große Anzahl bedeutender Flüsse in die Ostsee hineinströmen, so sehen wir in diesen Dichteverhältnissen ein Abbild der nach der Nordsee ausströmenden Süßwassermaße. In der Tat entwarfert die Ostsee ein Landgebiet, das ungefähr viermal größer ist als sie selbst. Die großen Flüsse Oder, Weichsel, Düna, Neva und eine Anzahl kleinerer besonders aus Finnland und Schweden bringen ihr so viel Wasser zu, daß ein Abfluß nach der Nordsee stattfinden muß. Die Folge davon ist eine schwache Strömung von Osten nach Westen, die am stärksten im Frühjahr nach dem Auftauen der Flüsse in Rußland ist und am schwächsten im Winter, wenn alle Flüsse im Osten zu Eis erstarrt sind. Nun ist Süßwasser leichter als Salzwasser und schwimmt auf diesem. Das zu beobachten, hat man im Sund und dem Belt, den Eingangstüren zur Ostsee, Gelegenheit. Von der Nordsee bringt das schwerere salzhaltige Nordseewasser in die Ostsee, während das leichtere weit weniger salzhaltige Ostseewasser nach Norden abfließt.

Die Temperatur des Nordseewassers ist, wie sich aus dem Bericht der „Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in Kiel“ ergibt, im allgemeinen immer wärmer als die Luft, während die Temperatur der Ostsee an unserer deutschen Küste immer der der Luft gleich ist. Besteht im Sommer kaum ein Unterschied in der Oberflächentemperatur des Wassers der Nord- und Ostsee an der Küste, so ist dagegen die Nordsee im Winter wärmer als die Ostsee.

Was nun schließlich die in ihren Ursachen als bekannt vorausgesetzte Ebbe und Flut angeht, so ist es klar, daß diese erhebste und großartigste Erscheinung des Meeres an der Ostsee, als einem geschlossenen Meere, sich weniger bemerkbar macht als an der Nordsee. Ja, vor einen halben Jahrhundert hat man überhaupt erst das Vorhandensein von Ebbe und Flut in der Ostsee festgestellt, deren Gezeiten sich aus der eigenen unbedeutenden Flutwelle und den durch den Großen Belt und Sund vom Skattegat her eindringenden Gezeitenströmungen der Nordsee zusammensetzen. Wir begnügen uns hier damit, nach Walthers einige Daten über die Höhe der Fluten anzuführen.

In Helgoland ist der durchschnittliche Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser 2,06 Meter. Auf den westlichen Inseln von Wangeroog bis Vorkum ist der Unterschied 2,4 bis 2,5 Meter.

Bei Westerland	1,6 Meter.
• Cuxhaven	2,8 "
• Brunsbüttel	2,7 "
• Hamburg	1,9 "
• Harburg	0,9 "

Daß die Gezeitenerscheinungen bei der Ostsee immer mehr abnehmen, je weiter man nach Osten gelangt, beweist folgende Aufstellung. Es beträgt die Fluthöhe in

Kiel	7 Zentimeter.
Travemünde	6 "
Thiessow	2,2 "
Arkona	2 "
Swinemünde	1,1 "
Neufahrwasser	0,7 "
Wismar	0,6 "
Wismar	0,5 "

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Leonid Andrejew. Neben Maxim Gorki ist Leonid Andrejew unzweifelhaft der bedeutendste Dichter des modernen Rußland. Im Jahre 1871 in Drel (Südrußland) geboren, verlebte er dort seine Kindheit und Jugend und besuchte das dortige Gymnasium. Er lernte schlecht, so daß er in der Prima sogar der letzte Schüler war. Nach seinen Worten waren für ihn die Zwischenpausen die angenehmste Zeit, die er im Gymnasium verbrachte.

Nach Abschluß der Gymnasiums studierte er erst an der Petersburger Universität ein Semester die Rechte, dann ging er nach Moskau, wo er sein Studium fortsetzte. Noch während seiner Schulzeit war sein Vater gestorben, so daß ihm das Studieren nicht leicht wurde; in Petersburg führte er ein wahres Hungerleben; in Moskau ging es ihm etwas besser, weil er von seinen Kameraden und dem Hilfskomitee unterstützt wurde. Als Student schrieb er seine erste Erzählung — von einem hungernden Studenten. Sie wurde nicht angenommen, Andrejew wurde zudem auf der Redaktion noch ausgelacht. Nun versuchte er es mit der Malerei: er fertigte Porträts an, die erst mit sechs bis zehn Mark bezahlt wurden, später stiegen die Preise bis auf fünfundsiebzig Mark.

Sein Studium beendete Andrejew im Jahre 1897 und wurde Rechtsanwaltsgehilfe, doch eine juristische Praxis zu erwerben glückte ihm nicht. Außer einigen Kriminalprozessen, in welchen er umsonst verteidigte, hat er nur einen Zivilprozeß geführt und den überdies in allen Instanzen verloren.

So beschränkte er sich darauf, für eine neu entstandene Zeitung „Kurjer“, Berichte über Gerichtsverhandlungen zu schreiben.

Als Schriftsteller ist Andrejew zehn Jahre tätig — im Jahre 1898 wurden im „Kurjer“ seine ersten Novellen abgedruckt. Aber zuerst wurde von niemand sein Talent beachtet, und seine Kollegen hielten es nicht einmal für notwendig, ihm — dem Reporter — beim Druck die Hand zu reichen. Und erst als Maxim Gorki eine dieser Erzählungen zufällig zu Gesicht bekam, ging Andrejews Stern auf. Es war die Erzählung „Der große Schlem“, die Gorki veranlaßte, bei der Redaktion telegraphisch anzufragen: „Wer steckt hinter dem Pseudonym Leonid Andrejew?“ Man antwortete: „Leonid Andrejew.“ Seit jenem Tage drückten die Kollegen jeden Morgen Andrejew ehrsüchtig voll die Hand.

Nach einiger Zeit wiederholte sich diese Begebenheit: Dimitri Merejkowski, ein bekannter Dichter und Kritiker, stürzte in die Redaktion und fragte mit erregter Stimme: „Wer schreibt unter dem Pseudonym Leonid Andrejew — Gorki oder Tschekow?“ Nun ging es schnell vorwärts, und es dauerte nicht mehr lange, bis der sogenannte „Gorki-Andrejew-Kreis“ entstand.

In vielen Werken behandelt Andrejew soziale Fragen und an den Schicksalen seines Vaterlandes nimmt er den regsten Anteil. In seinem Werke „Das rote Lachen“ schildert er die Schreden und den Wahnsinn der Greuel während des letzten Krieges mit Japan. Zum Dank wurde er verhaftet, doch nach einiger Zeit wieder freigelassen. In der Novelle „Der Gouverneur“ erzählt er vom Seelenleben eines Gouverneurs, der aufs Volk schießen ließ, von der Stimmung des Volkes, vom Tode des Gouverneurs. In „So war's“ gibt er

ein mit den Augen eines Modernen gesehenes Stimmungsbild der französischen Revolution. Sein Drama „Zu den Sternen“ ist ein Revolutionsdrama; mit diesem Werke wurde die freie Volksbühne in Wien eröffnet — unter endlosem Jubel und stürmischem Beifall der Zuschauer. Sein Drama „Ignis sanat“ behandelt die Schicksale eines Anarchisten, und „König Hunger“ die Revolution und Konterrevolution.

Sein letztes Werk „Die Geschichte der sieben Gehängten“ ist ein ergreifender Protest gegen die Todesstrafe voll wunderbarer psychologischer Tiefe. Ein Teil dieser Novelle ist vor einigen Tagen in Rußland erschienen. Vollständig erscheint sie hier in der Uebersetzung zum ersten Male.

Erziehung und Unterricht.

Die Wortblindheit. Die tiefere Kenntnis seltener Formen seelischer Störung trägt mit jedem neuen Fortschritt dazu bei, Fehler und Irrtümer aus der Erziehungskunst auszuschalten. Nur zu oft erscheint dem Lehrer als schlechter Wille und Trägheit, was in Wirklichkeit Krankheit ist. Eine gerade vom Standpunkt des Erziehungswesens sehr interessante Krankheit ist zum erstenmal vor etwa 1 1/2 Jahrzehnten von dem Engländer Morgan als „angeborene Wortblindheit“ beschrieben worden. Es handelte sich bei dem ersten Fall um einen vierzehnjährigen Knaben, der, obschon im übrigen normal, nicht fähig war, richtig zu lesen oder auch nur zu buchstabieren. Nur einsilbige Wörter vermochte er leicht aufzufassen, während er mehrsilbige nur mit Mühe oder falsch las. Geschriebenes und Gedrucktes war ihm völlig unverständlich, während er Ziffern vollkommen gut lesen konnte. Dieser auffallende Mangel hing nicht mit vorhergegangener Krankheit oder Verletzung zusammen, und Morgan verlegte seine Ursache ins Gehirn. Gleichzeitig wurden in England auch von anderer Seite analoge Fälle beschrieben und der Ansicht Morgans entsprechend als Entwicklungsstörungen gekennzeichnet. In den folgenden Jahren wurden immer neue Einzelfälle beschrieben, bis im Jahre 1902 unabhängig von einander zwei Forscher, Thomas und Fisher, auf das familiäre Vorkommen der angeborenen Wortblindheit hinwiesen. Stephenson hat dann später das Auftreten des Leidens sogar in sechs Fällen durch drei Generationen nachweisen können. Seltsamerweise stammte bisher alles Material aus dem Ausland, und jetzt erst hat Professor Peters-Moskoff in einem in der Münchner Medizinischen Wochenschrift abgedruckten Vortrage einen Fall aus Deutschland beschrieben. Er berichtet von einem zwölfjährigen Knaben aus gesunder Familie, der wegen schlechter Fortschritte im Lesen vier Jahr lang in derselben Volksschulklasse geblieben war. Bei der Untersuchung stellte sich auch hier heraus, daß Schriftproben nur schwer und zögernd aufgefaßt wurden, während die arabischen Ziffern keine Schwierigkeit machten. Abschreiben aus einem Buche wurde fehlerlos ausgeführt, dagegen war bei Niederschrift eines kurzen Satzes nach Diktat fast jedes Wort falsch. Auch traten beim Lesen eines solchen Satzes, das nach etwa zwei Minuten geschah, erhebliche Störungen auf. Es bestand somit mangelhaftes Gedächtnis für geschriebene und gedruckte Wortbilder. Da der Knabe Notenlesen nicht gelernt hat, konnten nach dieser Richtung keine Erfahrungen gesammelt werden. Er benahm sich sehr gedrückt und schüchtern; wohl infolge vieler Redereien und Strafen und des peinlichen Druckes, unter viel jüngeren Schulkameraden sitzen zu müssen. Bei einer Uebersicht über alle Fälle ist es zunächst auffallend, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der Fälle in England oder bei englischsprechenden Amerikanern beobachtet worden sind, sowie daß zumeist Augenärzte auf die angeborene Wortblindheit aufmerksam wurden. Jener Umstand könnte sich daraus erklären lassen, daß die eigenartige Aussprache des Englischen das Lesen der Worte erschwert. Eine Bestätigung dafür ist eine spätere Beobachtung, daß lateinische Worte leichter gelesen wurden als englische. An sich dürfte die Häufigkeit des Uebels jedoch nicht an Ländergrenzen gebunden sein; auch ist das Leiden wahrscheinlich überhaupt gar nicht so selten, denn nach der englischen Statistik kommt auf je 2000 Schulkinder ein derartiger Fall. Hinsichtlich des Geschlechtes handelt es sich in 75 Proz. der Fälle um Knaben. Was die Ursache des Leidens anlangt, hat sich bisher nichts ergeben, was der ursprünglichen Erklärung Morgans, daß es sich um einen örtlich begrenzten Hirndefekt handelt, widersprechen würde. Die Behandlung vermag gelegentlich recht gute Erfolge zu erzielen. So ist es Wernicke gelungen, bei einem Patienten die Störung soweit zu meistern, daß dieser Advokat werden konnte, während in einem anderen Falle eine neunzehnjährige Dame besseren Standes sehr unglücklich darüber sein mußte, daß sie bei ihrer Verheiratung noch nicht lesen konnte. Die englischen Autoren halten die Schulerziehung bei Kindern, die an der Wortblindheit leiden, nicht für angebracht, da sie besonderer, dort nicht zu erzielender Fürsorge beim Lesenunterricht bedürfen. Andererseits gehören sie auch nicht in die Schulen für geistig Minderwertige, da ihre Intelligenz im allgemeinen nicht beeinträchtigt ist. Es könnte also durch die Gewährung privater Nachhilfe seitens der sozialen Hilfsstätigkeit von Philanthropen viel Gutes getan werden. Die Kinder leben moralisch sehr unter ihrer Schwäche und dürfen dem Gespött ihrer Kameraden nicht preisgegeben bleiben. Daraus folgt, daß jeder Lehrer nach dieser Richtung scharf beobachten sollte, damit in verdächtigen Fällen ärztliche Begutachtung Platz greifen kann.